

### Gedenkt der Hinterbliebenen!

Anlässlich des Gefallenengedenktags am kommenden Sonntag bittet uns der Kriegerdenkbund folgenden Aufruf zu veröffentlichen:

Beim Fort Douaumont, dem Brennpunkt der Kämpfe um Verdun, haben die Franzosen ein großartiges Denkmal in Form eines schlanke Kirchturms errichtet. In dem Turm hängt eine Glocke aus Silber. Nach Zeitungsberichten wurde die Silberglocke zum erstenmal geläutet, als neulich die Gebeine der vielen tausend Krieger, die in der „Hölle von Verdun“ ihr Leben ließen, in Särgen gesammelt und unter höchsten militärischen Ehren beigelegt wurden.

Wie viele unter uns wissen ein Angehöriger dort irgendwo auf den blutgetränkten Höhen von Verdun gebettet! Nur wenig deutsche Divisionen waren es ja, die nicht durch die „Hölle von Verdun“ hindurchmühten. Alle haben sie dort gebüht und alle kamen sie seelisch und körperlich erschöpft zurück, „ausgebrannt“, wie man es nannte. Aber war es nur Verdun allein? War es nicht ähnlich an allen Teilen der großen deutschen Front, zu Land, zur See, in den Wäldern? Überall, wo der Kampf tobte, hielt der Tod eine grausige Ernte in immer neuer Gestalt; überall stritten, litten und starben deutsche Helden, starben für uns. Und zu dem Heer der Gefallenen trat das Heer der Trauernden in der Heimat. Wer kann es ausdenken, das Leid und die Not, die auch daheim einkehrte? Massentod — Massenleiden — Massenleid.

Deutscher Christ, wie stellst du dich heute zu diesem Gedenken, heute am Gefallenengedenktage? Den Helden, die dir Haus und Herd durch Hingabe ihres Lebens beschützt, kannst du die Hand nicht mehr drücken. Gedenktage tun's auch nicht. Aber hast du nicht in deiner Mitte die Tienen, denen der furchtbare Krieg das Liebste genommen, ein Lebensglück zerstört, Stütze und Halt des Alters geraubt hat? Sie leben noch, und ihnen kannst du danken. Ihr alle, die ihr daheim wartet, denen der Krieg keine Wunden schlug: Gedenkt der Hinterbliebenen! Jedem zeigt euch durch die Tat an ihnen dankbar und würdig der größten Liebestat, die einer vollbringen kann, nämlich daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Bedenkt auch, daß Dank und Liebe ohne Werke tot sind!

Was soll ich dir noch sagen, lieber Kamerad, der du durch Gottes Gnade aus dem Feinde heimkommen durftest? Wir wollen beide nicht müßig stehen am Gedenktage unserer Kameraden.

### Politische Wochenchau

„Wir kommen nach Wien als treue und aufrichtige Freunde des österreichischen Volks und Staats.“ Mit dieser Absicht sind Reichsfinanzminister Dr. Warg und Außenminister Dr. Stresemann nach Wien gereist. Sie hatten, wie auch Dr. Warg ausdrücklich erklärt hat, keinen „bestimmten politischen Zweck“, also nicht etwa die Vorbereitung eines

antiquilles. Der ist 1919 verpaßt worden, und inzwischen haben die „Siegerstaaten“ in den sogenannten „Friedensverträgen“ einen starken Kegel gegen alle derartigen Versuche vorgehoben. Ja, unter der Bedingung, daß Oesterreich hübsch für sich bleibe, hat der Völkerbund im Jahr 1922 dem versinkenden Staate die rettende Hand geboten. Oesterreich hat sich allerdings unter der demütigenden Finanzkontrolle des Geldgebers wieder wirtschaftlich und politisch herausgearbeitet. Und wenn auch dazwischen hinein Rückschläge kamen, so der „blutige Freitag“ im Juli d. J., so steht doch der Staat heute einigermaßen fest auf eigenen Füßen, allerdings als Kleinstaat, von jeder aktiven Außenpolitik ausgeschlossen, aber immerhin so, daß Wien, wenigstens auf dem kulturellen Gebiet, eine achtungsgebietende Stellung einnimmt. Gerade die Ueberwindung des letzten Aufruhrs bewies, daß seine inneren politischen Verhältnisse „konsolidiert“ sind.

Selbstverständlich lauern die Versailler Vertragsmächte mit mißtrauischen Argusaugen auf jeden noch so leisen Schritt einer etwaigen Annäherung zwischen Wien und Berlin. Das konnte aber nicht hindern, daß beide Staaten heute durch Schaffung eines gemeinsamen Strafgesetzbuches eine Rechtsangleichung unternehmen. Sie ist nicht so einfach, namentlich im Hinblick auf die notwendigerweise getrennte parlamentarische Beratung desselben Gesetzesentwurfs. Aber sie wird von einer nationalen Begeisterung und der Macht eines großen volkstümlichen Gedankens getragen, mit dem Entschluß, wie Dr. Kahl in Wien sagte, „kleines hinter Großes zurückstellen und trennende parteipolitische Momente hinter die Sache selbst zurücktreten zu lassen“. Jedenfalls ist die jetzt betriebene Rechtsangleichung ein wichtiger Schritt auf der Linie des Zusammenschlusses, den in absehbarer Zeit doch keine Macht der Welt verhindern kann, auch nicht der jüngst abgeschlossene französisch-südslawische Freundschaftsvertrag, und den, wohlverstanden, sogar die Völkerbundstagung nicht für unmöglich hält.

Was den französisch-südslawischen Vertrag, der in Italien, dem natürlichen Konkurrenten Frankreichs auf dem Balkan, begreiflicherweise große Bestürzung hervorrief, im besondern betrifft, so stellen die Franzosen ihn als eine ganz harmlose Sache hin. Briand beruhigt die Italiener mit dem Vorbringen, der Vertrag sei gegen keine Macht gerichtet. Derselbe habe kein anderes Ziel als die „Stärkung des Friedens“. Frankreich habe begonnen, durch den Abschluß von Verträgen auf dem Balkan (bis jetzt Tschecho-

slowakei, Rumänien, Jugoslawien) einen ähnlichen Zustand zu schaffen, wie er durch die Locarnoabmachungen in einem anderen Teile Europas bereits bestesse. Also ein Balkan-Locarno!

Wie lieb und nett ist doch das gute Frankreich! Es will ja gar nichts anderes als „Friede auf Erden“. Natürlich einen Frieden, unter dessen Bann niemand etwas zu sagen hat als Paris. Tatsächlich ist dieser neueste Freundschaftsvertrag, der übrigens schon seit 13 Monaten zur Unterzeichnung bereit lag, nichts anderes als ein weiterer Krieg in der Einkreisungskette, die Frankreich in aller Stille um Deutschland und Italien zieht, eine Kette, gegen die wir Deutsche, leider Gottes, uns nicht wehren können, die aber Mussolini sich nicht gefallen lassen wird, um so weniger, als er sowieso auf Belgrad, den alten Störenfried auf dem Balkan, sehr schlecht zu sprechen ist. Italien mit seinem jährlich wachsenden Bevölkerungsüberschuß, braucht nun einmal Raum und Arbeitsgelegenheit, braucht Ellenbogenfreiheit auf dem Balkan, braucht Bewegungsfreiheit auf dem Mittelmeer, dieser alten Völkertränke, und braucht Kolonien in Afrika, mehr als das bißchen öde Tripolis, das ihm wenig nützt. Der Weltkrieg hat die beiden „lateinischen Schwestern“ in dieselbe Kampffront gegen die Mittelmächte gestellt. Drüber sind aber nun neun Jahre dahin. Italien hat, was es schon längst begehrte, bekommen, allerdings wieder einmal, wie schon so oft, ohne auch nur eine Schlacht gewonnen zu haben. Jetzt scheinen die beiden Schwestern sich wieder trennen zu wollen. Und dabei besorgt England die Rolle des Einbüßers. Ein starkes Frankreich auf dem Mittelmeer ist für England viel gefährlicher als Italien, das doch wirtschaftlich und seepolitisch Schritt auf Schritt von London abhängig ist.

Auf Deutschland braucht Mussolini allerdings keine Rücksicht zu nehmen. Und das tut er auch nicht. Das sieht man an der gegenwärtigen Behandlung der deutschen Südtirroler. Mit einer Brutalität, die in der neueren Geschichte einzig dasteht, wird die Entdeutschung dieses echt deutschen Bälkchens betrieben. Alles wird italienisiert: die Schulen, die Amtssprache, die Orts- und Straßennamen, die Geschäftsfirmen und neuerdings — was allerdings vom Bozener Präfekten bestritten wird — sogar die Grabinschriften.

Und so wie Italien gegen das Deutschtum südlich vom Brenner vorgeht, ähnlich macht es Frankreich in Elsaß-Lothringen. Den elsässischen Vorkämpfer Zorn von Buhach hat ein französisches Gericht wegen angeblicher Bedrohung eines französischen Beamten zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt, obwohl von 11 geladenen Zeugen nur ein einziger die belastende Aussage machte. Nicht genug! Die heimatsfreundlichen deutschen Zeitungen wurden mit einem Schläge verboten. Mit solchen Dingen schmeichelt sich kein „Eroberer“ in die Herzen der „Annektierten“ ein. Wie ganz anders machen es die Deutschen! Hat doch unlängst die preussische Regierung für ein dänisches Gymnasium in Schleswig auf den Schüler bis auf weiteres einen Staatsbeitrag von 40 M bewilligt. Das heißt „Min-

**Wollwaren — Trikotagen**  
Wäsche, Herrenmoden, Strumpfwaren, Garne  
**Jenny**  
Westliche 16  
Füllal: 1  
Ebersteinstraße 13  
und Oestliche 33

### Sagenhaftes vom „Schlöble“ im Kleinen Enztal bei Calmbach.

Von Friedrich Fid., Höfen a. E.

Eine halbe Stunde oberhalb Calmbach verengt sich die Talsohle der Kleinen Enz plötzlich zu einer steilwandigen Schlucht, durch die sich der Fluß in spitzem Bogen mit Mühe hindurchzwängt. Ein (an der Bergseite) etwa 400 Meter breiter Schutttrichter, der mit größeren Felsblöcken dicht bekränzt ist, sperrt hier das Tal und über ihn hinweg reichen die Wälder des Heimenhardt den hochstämmigen Forsten am Meistern die Hand.

Wer den niedrigen Rücken auf dem alten Wege ersteigt, findet dürftige Ueberreste eines zumeist mörkellosen Mauerwerks, ähnlich den losen Steinschichtungen, wie man sie im Schwarzwald oft am Rande der Feldmark beobachtet. Früher soll neben ausgehenderen Mauern der Eingang zu einem (ob jetzt verschütteten?) unterirdischen Gemäwe vorhanden gewesen sein. Das Volk sieht in dem Trümmerwerk die Ruine einer ehemaligen Burgsiedlung und nennt sie das „Schlöble“.

Pfarrer Eifert, der Chronist von Calmbach und Höfen, vermutet, daß es sich vielleicht um die Reste eines Jagdschlösses handle, welches die Grafen von Calw-Bathingen hier errichtet haben könnten. Denn diese besaßen (aus der calw-calwischen Erbschaft) bis zum Jahr 1303 die Wälder „Bekenhart, Bacherer et Hemmenhart“, welche bis zur Kleinen Enz reichten. Eine weitere Stütze für diese Annahme vermag er jedoch nicht zu nennen. Tatsache dagegen ist, daß sich das Sinnen und Dichten des Volkes mit dem zerfallenen Gemäwe beschäftigt. — Zweifellos hat auch die einsame und gleichzeitig eigenartige Lage in einer unbewohnten Talstrecke — vom Fluß umrauscht, von dem dahngähenden Steilhang des Meistern überragt und nur Forstknecchten, Flößern und Hirten näher vertraut — zur Sagenbildung reichlich Anlaß gegeben. Leider sind aber nur ganz dürftige Ansätze (oder Reste) davon auf uns gekommen.

Der verdiente Tübinger Professor Ernst Meier, der zu Anfang der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts auch den leinsten Spuren unseres heimlichen Sagenbuchs sammelnd nachging, weiß vom Schlöble nur folgendes zu berichten:

„Auf einer Bergebene (!) im Kleinen Enztal, eine halbe Stunde von Calmbach entfernt, liegen die Ruinen des „Schlöble“, woselbst ein riesiger Geist umgeht, den man früher oft auf der Mauer gesehen hat. Auch eine Schlange hauste hier, die einen Schlüssel am Halse trug und sich oftmals in der Kleinen Enz badete, zuvor aber immer den Schlüssel ablegte. In der Nähe dieser Schloßtrümmer ragt unter wildzerstreuten Felsmassen ein mächtiger Stein hervor, unter welchem die Gebeine eines Riesen begraben liegen sollen und der allgemein der Reichenstein

eines Riesen genannt wird.“ (Darunter ist zweifellos der „Niesenstein“ auf der Meisternebene ob Wildbad zu verstehen, der aber nicht gerade als „in der Nähe“ liegend bezeichnet werden kann. Offenbar kannte Meier weder die „Ruine“, noch den Niesenstein aus eigener Anschauung.)

Es ist eigentümlich, daß Meier die Sage vom „Schlöblesfräulein“ nicht erwähnt, die unter allen einst vorhandenen gewesen heute allein noch in Calmbach lebendig ist. Allerdings wissen nur alte Leute davon zu erzählend, und auch ihre Angaben sind dunkel und fragmentarisch genug. Aber zu Meiers Zeit dürfte sie ziemlich allgemein bekannt gewesen sein, bringt doch der „Enztäler“ im Jahre 1848 ein langes Gedicht aus der Feder eines ungenannten Verfassers, das die Ueberschrift trägt: „Die Schlöble'sche Jungfrau. Volks Sage“. Leider läßt sich an der Dichtung nicht immer entscheiden, was der volkstümlichen Erzählung angehört und was auf die Rechnung dichterischer Ausschmückung zu setzen ist. Wenn so die Wiedergabe der Sage nicht voll befriedigen kann, so sei sie im Folgenden trotzdem gewagt. Denn heute gilt es, die wenigen Reste unseres Sagenbuchs doppelt sorgsam zu sammeln, oder, wo sie bereits vergessene sind, zu neuem Leben zu erwecken.

Auf den Mauern des Schlöble'schen geht eine weiße Jungfrau um. Allnächtlich entsteigt sie zur Geisterstunde ihrer tiefen Kammer, bleibt seufzend und wehklagend auf den Trümmern sitzen bis zum ersten Hahnenschrei und hofft immer auf Erlösung. Doch diese glückt nur am heiligen Abend und nur dem, der das Ungeheuer überwindet, welches in der Tiefe einen Schatz bewacht. Sein blankes Gold winkt dem Mutigen als Lohn. Aber erst gilt es noch, eine schwere Probe zu bestehen: Der bequeme Talweg steht unter der Macht der Geister, nur der Pfad über den Steilhang des Meistern ist frei; den muß der Wagemutige wissen und — es komme, was da mag — er darf kein Wort sprechen, bis er die Ebene des Vergrüdens erreicht hat.

Es war vor vielen, vielen Jahren am heiligen Abend. In der Schenke am Bach (dem „weißen Köhlein“ in Calmbach) erzählte ein Köhler die Geschichte von der weißen Frau. Einige Wildbader Flößer, stämmige Gestalten, die selbst den Teufel nicht fürchteten, saßen dabei. Ein fremder Bergmann, „schieläugig, roten Haars“, gesellte sich zu ihnen. Nach waren sie entschlossen, die Erlösung der Jungfrau um des goldenen Gewinnes willen zu wagen. Gegen Mitternacht schlichen sie hinaus zur Ruine. Ueber dunkle, steile Treppen stiegen sie in das Burggewölbe hinab.

„Hier zog, nach Zauberer Weise,  
Mit bannbegabtem Stab  
Der Bergmann seine Kreise,  
Beschwörend Tod und Grab.“

Plötzlich lag die Tiefe eröffnet vor ihnen: drunten raselte der schwarze Höllenhund an seiner Kette und aus dem

Grunde stieg das weiße Fräulein empor, den klirrenden Schlüsselbund zur Seite. Ihr folgte ein Faß, bis zum Rande mit gleichem Golde gefüllt. Sie wies die Männer den Weg zum Meistern empor und bat sie flehentlich, kein Wort zu reden, bis sie die Höhe erreicht hätten; sonst sei alles umsonst.

Die drei Beherzten wälzten das Faß mühsam die Kellertreppe empor, über den mondbelegten Schloßhof hinüber und zum Tore hinaus. Sie stiegen zur Kleinen Enz hinab und drüben wieder hinauf. Am rauhen Felsenhang, steil wie das Kirchturmdach, zerrten und stießen, zogen und schoben sie die goldne Last empor. Und alle Schrecken der Nacht erwarteten, die Armen zu ängstigen. Erst schob ein Eulen schwarm mit gräßlichem „Schuhu!“ durch den Lann. Dann ging unter Bliz und Donner Schlag ein Hagelschauer nieder, daß ihnen die erlöhten Glieder fast erstarren.

„Und mit der Mut den Dreien  
Noch immer nicht verlag,  
Geht los auf Pfiff und Schreien  
Johol die wilde Jagd.  
Gespenstig fährt aus Lüften  
Ein klaffend Ridenbeer,  
Wildkraut aus den Klüften  
Der Jagdtroß mit dem Speer.“

Und wenn ihnen auch das Entsetzen durch alle Glieder fährt — sie lassen nicht ab. Schon ist das Ziel nahe, noch drei Schritte, und es ist erreicht. „Gottlob!“ ruft einer erleichtert aus, „daß wir endlich da sind!“

Doch kaum war das verhängnisvolle Wort verklungen, da erbeten Berg und Tal. Aus gähnendem Höllenschlund schlug ein wilder Feuerstrahl empor und schleuderte das Faß hinab in die dunkle Tiefe, wo es bis heute noch ruht.

Und wieder steigt allnächtlich zur Geisterstunde die Jungfrau empor aus ihrer Kammer, und wieder erfüllt ihr Seufzen das Tal, bis drunten im Dorfe der erste Hahnenschrei erschallt.

Von alten Calmbacher Bürgern wird noch eine zweite Form dieser Sage erzählt. Darnach waren es zwei Holznecchte, welche die Jungfrau erlösen wollten. Diese reichte ihnen (zu dem Schatz) noch einen Goldreis als Lohn, warnte sie aber, sich nicht um seinen Besitz zu zanken, bis sie die Höhe erreicht hätten. Sonst sei alle Mühe vergebens. Auch sie gelangten nach unglücklichen Anstrengungen nahe an das Ziel. Da ruft der eine: „Mir gehört der Ring!“

„Nein, mir!“ feucht der andere.  
Sie lassen ihre Bürde los und ringen um den Besitz des Reifs. Da rollt dieser samt dem Fasse den Abhang hinab, und Schatz und Ring versinken wieder in die Tiefe des Kellers, der sie entstiegten sind.

derheitenshuh"! Wie aber hält man es in anderen Staaten gegenüber deutschen Minderheiten? Es ließen sich wahrhaftig dicke Bände über die Leidensgeschichte der Auslandsdeutschen schreiben.

Zu den vielen wirtschaftlichen Kongressen, die wir dieses Jahr erlebt hatten, gefolgte sich vorige Woche die Jubiläumstagung des „Bereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie“. Der Verammlung wohnte Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius an. Nicht mit Unrecht nannte er das 20. Jahrhundert „das Zeitalter der Chemie“ im Unterschied vom vorigen Jahrhundert als dem „Zeitalter der Technik“. Jedenfalls ist die chemische Industrie ein hervorragender Posten in der deutschen Wirtschaft. Man berechnet den jährlichen Wert ihrer Erzeugung auf 3 Milliarden, macht ein Siebtel der gesamten deutschen Industrieerzeugung. Sie hat allerdings durch den Krieg schwer gelitten. Chemisch verlor Deutschland die ganze Welt mit Teerfarben. Das ist heute, nachdem verschiedene Länder (z. B. England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Japan) auch auf diesem Felde fabrizieren, anders geworden. Aber immer noch marschieren wir mit unseren chemischen Erzeugnissen an der Spitze aller Völker. Immer noch bildet ihre Ausfuhr einen starken Antiposten in unserer Außenhandelsbilanz. Und so ist es begründet, daß die chemische Industrie ihre Rechte und Forderungen, namentlich auch bei der bevorstehenden Verwaltungreform, nachdrücklich angemeldet hat.

Der letzte Sonntag war wieder einmal ein wahrer Bahnschmerz. Gewählt wurde in Hessen, in Bremen und in Danzig. Dabei traten drei Tatsachen in Erscheinung: Wahlgleichgültigkeit (in Hessen haben nur 52 v. H. gewählt), Zersplitterung der Bürgerlichen (in Bremen traten 11 Parteien auf) und als Folge davon der Ausschlag nach links. Erfreulich ist für uns Deutsche aller Parteien, daß in Danzig von 121 Sitzen die Polen nur 2 Sitze erhalten haben. Ein Beweis, wie Danzig bis in die Knochen deutsch ist. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! W. H.

## Kleine Nachrichten aus aller Welt

7 Millionen Mark Hindenburgspende. Wie berichtet wird, hat die Hindenburgspende ein Ergebnis von 7 Millionen Mark.

Der Schillerpreis für 1927 wurde auf Vorschlag des Ausschusses vom preussischen Staatsministerium den Dichtern Hermann Burte, Fritz v. Haruh und Franz Werfel zuerkannt. Der Ausschuß besteht zurzeit aus Dr. Ludwig Fulda, Dr. Gerhardt Hauptmann, Friedrich Rappler, Dr. Heinrich Klentgen, Walter v. Molo, Universitätsprofessor Dr. Julius Petersen und Wilhelm v. Scholz. Der Schillerpreis wurde durch Patent vom 9. November 1859 gestiftet, um bei der Feier des 100. Geburtstags Schillers am 10. November 1859 das Andenken des großen Dichters zu ehren. Die Liste der Preisträger von 1863 bis 1908 weist u. a. folgende Namen auf: Friedrich Hebbel, Paul Heyse, Emanuel Geibel, Otto Ludwig, Albert Lindner, Wilbrandt, Wilbrandt, Angenruber, Fontane, Klaus Groth, Schönherer und Ernst Hardt. Wiederholt wurden die Satzungen des Schillerpreises geändert; ursprünglich wurde er von drei zu drei Jahren für das beste in dem Zeitraum von je drei Jahren herorgetretene Werk der deutschen dramatischen Dichtung erteilt. Der 10. November 1901 brachte eine Aenderung der Satzungen dahin, daß der Preis nur noch alle sechs Jahre für das beste in den letzten 30 Jahren erschienene Drama zur Verteilung gelangen sollte. Die Verleihung des Schillerpreises ist schon öfter ausgesetzt worden; so wurde er in den Jahren 1869 bis 1889 überhaupt nicht verliehen, weil der Ausschuß kein Werk für vollkommen geeignet hielt.

Die Goldstücke im Lumpensack. Ein Altmaterialehändler in Haslach in Bayern landte an eine Papierfabrik einen Waggon Hobern und Lumpen. Bei der maschinellen Verarbeitung entdeckte ein Arbeiter einen harten Gegenstand, den er aus der Maschine herauszog. In einer alten Westentasche fand er 37 Zwanzigmarkstücke.

Eine Riesentanne im Schwarzwald. In der Gegend der Martinskapelle in Wismarwald im südlichen Schwarzwald wurde eine Weisstanne mit einer Länge von 43 Metern gefällt. Der Stamm hatte am Wurzelstock einen Durchmesser von 2 Metern, sodaß 5 Mann den Stamm kaum umfassen konnten. Der gesamte Stamm mißt 25 Festmeter. Der Riesenbaum hatte ein Alter von 205 Jahren und war ferngesund.

Meteorfall. Am 29. Oktober 1924 morgens 4.45 Uhr wurden die Bewohner der Gegend um Hamburg durch einen kurzen Donner von gewaltiger Stärke, dem nach wenigen Sekunden ein weiterer folgte, aus dem Schlaf geweckt. Die Ursache blieb unerklärlich, denn es war kein Gewitter beobachtet worden. Dieser Tage wurden nun bei dem Ort Pattenen, südlich von Hamburg, seltsame schlackenähnliche Steine in der Erde eines Ackers, der bisher unbebaut war, beim ersten Pflügen entdeckt. Sie erwiesen sich als Trümmer eines Meteorsteins, der hoch im Aether geplatzt war. Das Gewicht der Trümmer beträgt zusammen etwa 50 Zentner. Der Stein war nach dem Befund einst in glühendem Fluß. Die Hauptmasse, den inneren Kern, bilden schwarze Eisen- und Magnesiumsilikate mit einem Eisengehalt von etwa 50 v. H. Das größte der Stücke ist über 20 Zentimeter lang. — Nach früher gemachten Beobachtungen, z. B. bei dem großen Meteorfall bei Madrid am 10. Febr. 1896, ereigneten sich die Explosionen großer Meteore in einer Höhe von mindestens 30 Kilometer. Die Eigengeschwindigkeit solcher Sendboten aus den Fernen des Weltensraums beträgt 30 bis 50 Kilometer in der Sekunde.

Der Weltbestand an Milchwieh. Die Zahl der Kühe beträgt in Großbritannien 3 163 523, in Irland 1 264 358, in Frankreich 7 303 940, in Deutschland 9 723 238, in Holland 1 085 713, in Belgien 839 076, in Dänemark 1 368 548, in Rumänien 2 426 233, in den Vereinigten Staaten 22 255 000, in Kanada 3 726 985, in Australien 2 304 644, in Neuseeland 1 292 286. Auf 100 Einwohner kommen Kühe in Großbritannien 7,2, in Irland 40,1, in Frankreich 18,6, in Deutschland 15,5, in Holland 15,6, in Belgien 10,8, in Dänemark 40,5, in Rumänien 14,5, in den Vereinigten Staaten 19,9, in Kanada 40,0, in Australien 39,2, in Neuseeland 93,4. Nach dieser Tabelle gibt es in Neuseeland fast ebensoviel Milchwieh wie Menschen.

Ford betreibt Gummibau. Amerikanische Blätter berichten, daß der bekannte amerikanische Automobil-Großindustrielle Henry Ford in Detroit (Michigan) im brasilianischen Staat Para 445 000 Hektar um den Preis von 42 Millionen Dollar angekauft habe, um Pflanzungen von Gummibäumen anzulegen. Er wolle noch eine Million Hektar dazu kaufen und eine Bahn durch den Staat bauen. 50 000 Arbeiter sollen angestellt werden. — Das Weltmonopol für Kauchschul besitzt bekanntlich England, das die Preise diktiert und sie in den letzten Jahren — zum großen Ärger der Amerikaner — geradezu wucherlich in die Höhe getrieben hat. Ford will sich offenbar vom englischen Monopol frei machen. Er hat den Unternehmungsgeist und die Mittel dazu.

Kampf mit Räubern in Marokko. In Tetuan plünderten drei Räuber, die einen Kraftwagen gestohlen hatten, mehrere Juweliergeschäfte und raubten für 400 000 Peseten (290 000 Mark) Schmuck und Brillanten. Sie fuhren nach Tetan in der Hoffnung, Oran zu erreichen. Spanische Polizei verfolgte die Diebe bis an die französisch-spanische Grenze, wo es zu einem erbitterten Kampf kam, in dessen Verlauf drei spanische Polizeisoldaten getötet und vier verwundet wurden. Die Diebe, die gleichfalls verwundet wurden, mußten sich ergeben und wurden in das Gefängnis von Tetuan gebracht. Die Juwelen fand man unter den Sitzen und in den Hinterrufen des Kraftwagens versteckt.

Explosion. Bei einer Explosion in einer Feuerwerksfabrik in Bahia (Brasilien) wurden 9 Personen getötet und viele verletzt.

Die Besuche in Konnersreuth eingestellt. Wie der „Regensburger Anzeiger“ mitteilt, finden in Konnersreuth entsprechend den kirchlichen Anordnungen keine Besuche bei Theresie Neumann mehr statt.

Eisenbahnunglück. Am 15. November abends 9 Uhr stieß auf der Station Schlappanitz bei Brünn der von Brünn kommende Schnellzug auf einen Güterzug. Der Zugführer und der Heizer des Schnellzugs sowie zehn Reisende wurden verletzt. Der Sachschaden ist bedeutend.

Autounfall in den Alpen. In den Dolomiten (Südtirol) liegt der Schnee 75 Cm. hoch und in Trient zeigte das Thermometer gestern 0 Grad. Im Pustertal kam ein Personenaufauto auf dem gefrorenen Boden ins Schleudern und stürzte in eine Schlucht. Glücklicherweise blieb das Auto hängen und die 11 Personen blieben unverletzt.

Die „Weltfrauenloge“. In Berlin kann man bekanntlich alles machen, denn diejenigen, die nicht alle werden, gibt es dort in ungläublicher Menge. Das mußten der wegen Betrugs schon oft vorbestrafte Kaufmann Woob und seine ebenfalls gerichtsbekannt „Sekretärin“ Herta Lenz auszunutzen. Nachdem verschiedene Unternehmungen zum Schaden anderer verkracht waren, gründeten sie eine Zeitschrift „Das Recht der Frau“. Da sich aber keine Bezieher fanden, wurde daneben eine „Weltfrauenloge“ zur Erhaltung der Rechte der Frau gegründet. Dies geschah in der Weise, daß Woob in seinen Büroräumen Weinproben veranstaltete, zu denen Frauen und Mädchen eingeladen wurden. Wenn der Wein das Seine getan hatte, erklärten sich die Geladenen meist zum Beitritt bereit. Sie mußten einen Beitrag erlegen, die Zeitschrift abonnieren und sonst einige Kosten tragen helfen. Die Loge brauchte verschiedene Bürorassistinnen, Kassiererinnen usw., die alle eine ansehnliche Kautions stellen mußten. Das Geld verbrauchte Woob mit der Lenz, und als eine Kautions zurückgefordert wurde, war zwar nicht das Geld, aber der Krach da. Das Gränderpaar wurde verhaftet und vor dem Großen Schöffengericht in Berlin-Moabit begann am 14. November die Strafverhandlung. Da weit über 100 betrogene Zeuginnen zu vernehmen sind, kann der Prozeß bis Weihnachten dauern.

Ein Regierungsbeamter als Einbrecher. In Königsberg gelang es zwei Einbrechern, die schon öfters Geldschrank-einbrüche verübt hatten, festzunehmen. Der eine entpuppte sich als ein oft vorbestrafter Kaufmann.

Der Spartakusvorsteher Heuserberg in Danzig, durch den die dortige Spartakus-Partei um 400 000 Mark geschädigt worden war, wurde zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Einige Mitschuldige erhielten ebenfalls Gefängnisstrafen.

Rubens-Diebstahl. Aus einem Privathaus in Antwerpen ist ein Bild von Peter Paul Rubens, die Enthauptung des Täufers Johannes, gestohlen worden. Das Bild befand sich seit einem Jahrhundert in der geschädigten Familie.

Die Fälschungen Blumensteins. Den französischen Polizeibehörden ist es bis jetzt gelungen, in der Untersuchung gegen Blumenstein gefälschte ungarische Staatspapiere im Betrag von 6,6 Millionen Mark ausfindig zu machen.

Erdbeben. Seit dem 28. Oktober zeigen sich in der Umgebung von Genua und Parma öfters leichte Erdbeben. Auch in der Nacht zum 16. November wurden wieder Erdstöße verspürt. Die gefährtigste Bevölkerung übernachtete trotz der Kälte im Freien.

Meuterei auf einem englischen Dampfer. In dem spanischen Hafen Vigo meuterte die Mannschaft des englischen Dampfers „Armistice“ und ging fölllich gegen die Offiziere vor. Der englische Konsul mußte die Hilfe der spanischen Polizei in Anspruch nehmen. Der Vorfall erregt in England peinliches Aufsehen.

Ein amerikanisches Riesenflugzeug-Muttergeschiff. Am 15. November wurde des Flugzeug-Muttergeschiff der amerikanischen Flotte „Saratoga“ in Dienst gestellt. Das Schiff, an dem seit 1920 auf der Werft von New-Jersey gebaut wurde, wird 83 Flugzeuge tragen. Seine Besatzung beträgt 1365 Mann, zu denen noch 450 Mann für den Flugdienst hinzukommen. Das Schiff wird elektrisch getrieben.

600 Schuß in der Minne. Auf Anregung der argentinischen Staatsbank wurde in Buenos Aires vor geladenem Publikum, hauptsächlich Vertretern der Großbanken, ein neuerfundenes kleines Maschinengewehr vorgeführt, das bis zu 10 Schuß in der Sekunde abfeuern kann und in erster Linie dazu dienen soll, Geldtransporte vor räuberischen Überfällen zu schützen.

## Bermischtes

Lässige Einwanderer. Es ist bekannt, daß man vor einigen Jahrzehnten in Australien mit der Einfuhr europäischer Kaninchen sehr unangenehme Erfahrungen gemacht hat; sie vermehrten sich, da sie dort keine natürlichen Feinde wie das Frettchen, den Marder, den Ihu und andere Eulenarten voranden, so ungeheuer, daß sie zur Landplage geworden sind. Eine ähnliche Erfahrung machte man in Nordamerika mit dem europäischen Sperling, der bald die wertvollen heimischen Sing- und Ruhvögel zu verdrängen begann. Daß man mit der Verpflanzung des in seiner nordamerikanischen Heimat wegen seines Felzes geschätzten Jagdtkers, der Bismarcke, zunächst nach Böhmen, sehr schlimme Erfahrungen gemacht hat, sei nur nebenbei erwähnt. Auch in Neuseeland hat man entdeckt, daß die aus Europa eingeführten Brombeeren sich so stark eingenistet haben, daß sie ganze Wälder zu ernicken drohen. Die gleiche Gefahr bereitet der aus England nach Neuseeland gebrachte Ginstler. Man hat den Vorschlag gemacht, der Brombeere vermittelst einzuführender Raupen und dem Ginstler mit einer Art von Käseflüßer zuleibe zu gehen. Man befürchtet aber mit Recht, daß diese Raupen und Käfer, wenn sie ihre Arbeit an

Brombeeren und Ginstler getan haben, Appetit auf andere wertvollen Pflanzen verspüren werden. Eine Plage in Neuseeland sind ferner die Dhrwürmer (Dhrklinge, im Volksmund auch „Dhrenwuseler“ genannt nach dem irrtümlichen Glauben, daß sie den Menschen in die Ohren kriechen). Gegen diese Schädlinge, die an Aken, Georginen, Blumentohl, süßen Früchten usw. großen Schaden anrichten können, hat man empfohlen, andere Ohrwürmer loszulassen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Das hat schon eher etwas für sich, falls nicht die Ohrwürmer selbst ein Serum entdecken, das sie gegen die Krankheit schützt. Es ist eine bekannte Erscheinung in der Entwicklung der Lebewesen: wo immer ein Angriff erfolgt, bildet sich im Verlauf einiger Geschlechter von selbst auch eine Schutzvorrichtung. Den Ohrwürmern gegenüber sind das wirksamste Mittel vielleicht die Ohrwurmfallen, die jeder Obstzüchter kennt. Im allgemeinen scheint aber aus den mißglückten Verpflanzungen von Pflanzen und Tieren hervorzugehen, daß, wo es sich nicht um Haustiere handelt, deren Leben und Gedeihen der Mensch in seiner Gewalt hat, ein Eingriff in den Haushalt der Natur ein sehr gewagtes Unternehmen ist.

Die Rosenfabrik Blumensteins. Wie aus Paris berichtet wird, unterhielten Blumenstein und seine Genossen in mehreren Städten Niederlassungen für die Fälschung der ungarischen Wertpapiere. Der Hauptstich scheint in Bordeaux gewesen zu sein, wo Blumenstein zum Schein eine Art Bank gründete. Er bediente sich längere Zeit einer in Bordeaux ansässigen Zigeunerbande, um die gefälschten Papiere in den Verkehr zu bringen. An der Betrugsfahse ist auch der Schwiegervater Blumensteins, der Bankier Weinreb in Budapest beteiligt. Beide hatten vor 10 Monaten versucht, zwei Kisten voll ungarischer Goldrentenbriefe zu deutschem oder anderem ausländischen Eigentum erklären zu lassen. Als sie in Berlin keinen Erfolg hatten, wandten sie sich nach Holland, wo ihnen aber die Lage unsicher zu werden schien. Sie flüchteten darauf nach Frankreich. Nach dem B. T. liegen wahrscheinlich noch größere Posten dieser Papiere in den Schränken von Berliner Banken. Blumenstein und die beiden Torbini wollten die Papiere nach Paris schaffen. Sie besitzen weitere Mitschuldige, die sich noch in Berlin aufhalten sollen.

Untererschlagung. Der Teilhaber der „Ostböhmerischen Maschinenfabrik für Industrie und Bergbau“ in Königshütte ist nach Unterschlagung von 140 000 Zloty (66 000 M.) in die Tschechoslowakei geflüchtet.

24 Häuser abgebrannt. Durch die Funken der Lokomotive einer Industriebahn entstand in Groß-Petersdorf im österreichischen Burgenland eine Feuersbrunst, der 3 Wohnhäuser und 21 Scheunen, Stallungen usw. zum Opfer fielen.

Einbruch im Massengrab von Douaumont. In dem Massengrab von Douaumont, wo im Weltkrieg so schwer gekämpft wurde, haben Einbrecher mehrere Sammelbüchsen ihres Inhalts beraubt. Der entwendete Betrag soll nicht unbedeutend sein.

Der perverse italienische Patriotismus. — Deutsche Grabinschriften verboten. Aus Innsbruck wird gemeldet, daß die italienischen Behörden in Südtirol befohlen haben, bis Ende dieses Jahres die deutschen Inschriften auf den Gräbern früher verstorbener Deutschösterreicher zu entfernen. In Zukunft werden Grabinschriften nur noch in italienischer Sprache zugelassen. — Der Londoner „Manchester Guardian“ sagt, diese Nachricht könne man kaum fassen; die Verordnung könne man nur als „perversem Patriotismus“ bezeichnen. — Die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder der faschistischen Partei beträgt nach einer neuen amtlichen Mitteilung 1 260 000. Im Interesse der „Reinigung“ der Partei seien 2000 leitende und 30 000 gewöhnliche Faschisten ausgeschlossen worden.

Der Weg eines Vefflers zum Millionär. In voriger Woche starb in London der Herr Albert J. Cook, der in seinem Testament seinen Erben, darunter einige Wohlhabensanstalten, ein Vermögen von 6 Millionen Mark, zwei Geschäftshäuser in der Innenstadt, ein schönes Landgut und eine Villa hinterließ. Vor etwa 35 Jahren verlor er durch den Tod seines Chefs eine bescheidene Schreibertelle und ganz mittellos sah er sich im Getriebe der Weltstadt. Wobin er sich auch wandte, jedesmal war eine passende Stellung „gerade vor einer halben Stunde“ vergeblich. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. An der Tür des bescheidenen Vorstadthauses, in dem er eine Dachkammer bewohnte, besetzte er einen beschriebenen Schild, daß man hier die überzeugendsten Liebesbriefe haben könne, das Stück zu 50 Schilling. Der Erfolg war über alles Erwarteten groß. Dienstmädchen, Köchinnen, Soldaten und andere junge und ältere Leute kamen in steigender Menge. Bald hatte Cook einen Stand auf dem Markt, dann ein Büro mit mehreren Angestellten und schließlich zwei Geschäftshäuser, denn die Firma wurde weit über London hinaus bekannt, daß sie rasch und zur vollen Zufriedenheit der Veffler bediente. Besonders groß war der Aufbruch in den Kriegsjahren. Cook hatte aber auch seinen „Einheitsbrief“ von 50 Schilling längst aufgegeben und die Preisstellung nach der Vermögenslage der Kunden gerichtet. Bald nach dem Krieg verkaufte er sein Unternehmen und zog sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück.

Es geht immer noch höher. Wenn man die Bilder der neuesten Neuyorker Wolkenkratzer betrachtet, könnte man glauben: Es ist erreicht; höher geht's nimmer! Das ist ein Irrtum; es geht sogar noch weit höher. Das höchste Gebäude in Neuyork ist gegenwärtig das Woolworth-Turmkauhaus mit 55 Stockwerken und 250 Meter Höhe, das neue Geschäftshaus in der Automobilstadt Detroit, das noch im Bau begriffen ist, wird 80 Stockwerke erhalten. Nun haben aber die beiden Baumeister E. und J. Larkin in Neuyork Pläne für ein neues Bauwerk entworfen, das mit 110 Stockwerken eine Höhe von über 400 Metern erreichen soll. Das ist mehr als das zweieinhalbfache des höchsten Kirchturms der Welt, des Ulmer Münsters. Bekannte amerikanische Techniker, auch der Erfinder Thomas Edison, sind zwar der Ansicht, daß die jetzt schon bestehenden großen Wolkenkratzer die ohnehin schon schwierige Verkehrsregelung der amerikanischen Millionenstädte bis zur Unlösbarkeit verwickeln würden. Die Straßen und vollends die Verkehrsmittel könnten den Menschenstrom, der sich namentlich bei Geschäftsbeginn und -Schluß aus diesen Gebäuden ergießt, nicht mehr bewältigen. Auch die von einigen Baumeistern vorgeschlagene Lösung, die Wolkenkratzer in Abständen von je 8—12 Stockwerken durch Brückenstrassen zu verbinden, würde nur neue Uebelstände hervorruft, da dann die ohnehin schon licht- und luftarmen Strassenluftschichten noch weiter benachteiligt würden. Trotz alledem ist das amerikanische Publikum sehr für den Larkinschen Plan eingenommen, handelt es sich doch wieder um einen amerikanischen „Reform“ — und für „Reform“ ist der echte Amerikaner stets zu haben.